

*Ludwig Hasler*

## GRENZFALL WISSEN/ERFAHRUNG

„Grenzfälle“, das Motto Ihrer Tagung. Der Charme und die Tücke Ihres Berufslebens. Sie haben berufshalber mit Menschen zu tun, die ausrasteten, durchdrehten, über die Strassen rasten, besoffen, bekiffen, wie auch immer. Kann jedem passieren. Der Mensch ist an sich ein Grenzfall. Jedenfalls nichts Eindeutiges. Eher ein Zwischenfall, er hängt irgendwo zwischen der Vernunft von oben und dem Animalischen von unten. Der geringfügigste Anlass genügt, den Faden nach oben, zur Vernunft, abreißen zu lassen, im Animalischen, Triebhaften, Rücksichtslosen zu treiben. Auf der Strasse andere zu gefährden, zu verletzen, zu töten.

Darauf müssen Sie sich dann einen Reim machen. Nicht irgendeinen. Einen hieb- und stichfesten, auf den die Gerichte sich stützen können. Wie schaffen Sie das? „Die Seele des Menschen ist unergründlich.“ Heraklit. Das kennen Sie, bloss, Sie müssen die Seele, die Sie vor sich haben, ergründen. Luzide Diagnose plus solide Prognose. Wie geht das? Am besten lückenlos wissenschaftlich, also unzerzaubar. Dank Wissenschaft machen Sie sich unanfechtbar, Sie reinigen Ihr Urteil von subjektiver Einmischung. So halten Sie sich selber heraus, Sie wenden nur Methoden an, die wissenschaftlich approbiert sind, Sie verhelfen sozusagen der übergeordneten Branchenvernunft zum Durchbruch, Ihre eigene subjektive Urteilskraft nimmt Urlaub.

Ich verstehe das. Obwohl ich auch da einen Grenzfall sehe. Grenzfall Wissenschaftlichkeit. Virulent seit Beginn der neuzeitlichen Science. Zum

Beispiel Giambattista Vico vs. René Descartes: Common sense vs. stringente Logik. Erfahrung vs. Forschungsmethode. Das Konkrete vs. das Exakte. Das lief damals unter dem Titel La Querelle des Anciens et des Modernes: Streit über die Grenze zwischen Wissenschaft und Realitätssinn. Erkennen Sie sich in diesem Methodenstreit wieder? Heute reden wir Englisch: „Evidence based“ vs. „Eminence based“. Ein Streit zwischen zwei Sorten von Wissen. Wissen 1 („Evidence based“) verdankt sich der methodischen Forschung; die arbeitet nach bewährten Standards wie Wiederholbarkeit usw., was dann z.B. bedeutet, dass so etwas wie „Wahrheit“ erst ab dem hundertsten „Klienten“ beginnt, an dem eine Theorie/Prognose sich erhärtet. Wissen 2 („Eminence based“) vertraut zusätzlich der Erfahrung; die entsteht methodisch nicht ganz so clean, ist nie restlos objektivierbar, sie lebt von der höchstpersönlichen Hellhörigkeit, Neugier, Fantasie, Kombiniertlust.

Was nun? Die beiden Wissenstypen gegeneinander ausspielen? Umgekehrt: Ihr Zusammenspiel beleben! Dass der Erfahrungstyp von methodischer Forschung profitiert, ist klar. Der gegenteilige Profit ist weniger populär. Darum kapriziere ich mich auf das Lob des Erfahrungswissens. Plädoyer für sinnliche Erkenntnis. Meine erste These können Sie noch ganz entspannt verfolgen.

### I. Intelligenz ist sinnlich.

Wo denken Sie? Im Hirn? Na hoffentlich. Und mit dem Herzen denken Sie auch? Ich meine denken, nicht drauflos lieben oder hassen, also vorurteilen, sondern denken, mit Nuancen, also mit Gründen, so wie Pascal, der von den „*raisons du coeur*“ sprach. Denken Sie mit Ihren Augen, wenn der Verkehrssünder vis-à-vis sitzt? Sehen Sie, was seine Hände machen? Und? Denkt dann das Auge – oder reicht es seine Eindrücke gleich weiter an die Begriffszentrale Hirn? Denken Sie gar mit Ihren Händen? Ich spielte früher

Geige. Kürzlich, an Weihnachten nahm ich sie, nach 35 Jahren Abstinenz, wieder zur Hand, versuchte einen Vivaldi, den ich einst konnte. Das Notenbild machte mich schwindlig, die Finger aber wussten es noch, ich durfte bloss nicht zu viel denken. Was genau ist nun hier intelligent? Das Hirn, werden die meisten sagen. Fantastischer Speicher. Sicher. Doch was wäre dieses Superhirn ohne meine Finger? Warum soll ich dann nicht sagen: Meine Finger sind intelligent? Meine Augen sowieso, mein Herz erst recht. Weil die nämlich ganz nah dran sind am Wirklichen, Konkreten, Individuellen. Und warum sind sie ganz dran? Weil sie von derselben Art sind: real, konkret, lebendig.

Der Verstand und die Sinne: Das ist wie Wissen und Schmecken. An sich ein wunderbares Paar. Aber halt nur gepaart. Der Verstand kennt zum Beispiel Obst. Obst gibt es aber nicht. Es gibt nur Äpfel, Birnen, Zwetschgen. Genau genommen auch keine Äpfel, nur diesen rostigen Boskop da, den mein Gaumen im Nu erkennt – in seiner so typischen wie komplexen Eigenart.

Sagte ich, der Gaumen erkennt? Sehen Sie, da beginnt der Streit. Kein Mensch hat etwas gegen die Sinne. Finden alle toll, so zwischendurch. Aber erkennen die Sinne schon etwas? Oder sammeln sie bloss Daten – zur kognitiven Verarbeitung im superioren Hirnareal für Erkenntnis? Abendländisch ist der Fall klar: Die Sinne zählen im Erkenntnishaushalt des Animal rationale zur Unterschicht, sind von niederer Natur, benebelt vom Tand der Erscheinungen, vom Schein, ohne Draht zum Sein, das nur zur Vernunft spricht. Sinne verführen zu Vorurteilen, Leidenschaften, die aber sind, sagt Kant 1798, „Krebsschäden für die praktische Vernunft“. Die Sinne, ein Dauerrisiko für Selbstkontrolle, für souveräne Urteilskraft?

Sehen Sie das auch so? Bis heute kannte ich Ihre Branche nicht. Ich kenne andere, die Physiker, die Mediziner etc., alle mit wissenschaftlichem Anspruch.

Dieser Anspruch führt nicht selten dazu, dass sie über den Dingen stehen, über der Sache – statt in ihr. Sie wissen „es“ – statt neugierig auf die Lücken ihres Wissens zu achten. Sie sind auf Kontrolle aus – statt, wie ein Liebhaber, auf Entdeckung, Verführung. Sie wollen alles im Griff haben – statt im Unkontrollierbaren den Reiz frischer Erkenntnis zu suchen.

Erkenntnis ist nicht, was jeder wissen kann. Erkennen heisst entdecken. Und das geht nur sinnlich. Kennen Sie Rolf Pfeifer? Einer der weltweit führenden Köpfe in Robotik. Baute den Leichtmetallhund „Puppy“; der rennt mit minimalem Steuerungsaufwand sensationell im Raum umher. Dank Federkonstruktion an den Beinen und flexiblem Rückgrat bewegt er sich koordinierter als ein mit Elektronik vollgestopfter Roboter, dessen Bewegungen bis ins letzte Detail berechnet werden.

Intelligenz?, fragt Rolf Pfeifer, „Intelligenz ist kein Programm, das in Gehirnen abläuft. Intelligenz hat damit zu tun, wie körperhafte Wesen mit ihrer Umwelt interagieren. Je vielfältiger die Interaktionen, desto höher die Intelligenz.“ Und dann dieser Merksatz: „Intelligenz ohne Körper macht keinen Sinn.“ Das Hirn, heisst das, ist nicht das Befehlszentrum des Menschen, eher dessen IT-Abteilung. Primär denken wir mit den Armen, den Beinen. Unsere Intelligenz sitzt im Körper, im Bewegungsapparat, in den Sinnen. Rolf Pfeifer nennt diese Verankerung „Embodiment“. Seine Theorie der Verkörperlichung der Intelligenz, erprobt ausgerechnet an Robotertechnik, widerspricht der abendländischen Geistfixierung – von Plato bis zur Hirnforschung. Sie richtet sich gegen den Primat des Intellekts, der den Körper nur als materielle Hülle betrachtet, die Befehle ausführt, die sie vom Hirn empfängt. Noch die Computer-Faszination reiht sich ein in diese Tradition, glaubt, Intelligenz sei eine Frage der Rechenkapazität. Am Roboter zeigt Pfeifer: Wir sind ungleich weniger kopfgesteuert, als man gemeinhin annimmt.

Aber der „Deep Blue“, der Schachcomputer, der Weltmeister Kasparow schlug? War reine Rechenkapazität. Eine Tasse Kaffee zum Mund zu führen ist ein komplexerer Vorgang als eine Schachpartie gewinnen, erfordert wesentlich mehr Intelligenz. Sinnesorgane, Muskeln, Bewegungsabläufe müssen da verlässlich zusammen spielen. Und das ist noch gar nichts – verglichen mit dem rätselhaften Lächeln der Mona Lisa. Was sehe ich da? Das Rätsel? Steckt das hinter dem Lächeln? In ihm? Sehe ich es oder denke ich es? Ich denke, ich denke es sehend. Hätte ich nicht, selber lächelnd, eine Ahnung von Lächeln und Rätselhaftigkeit, sähe ich da gar nichts. Oder was ganz anderes. Eine Nase oder so. Jedenfalls erkenne ich Lächeln, Rätselhaftigkeit nur, weil ich einen Sinn dafür habe. Also sinnlich.

Sie denken doch nicht: Was redet der da vorn? Sie sind gebildete Psychologen, Sie wissen, ich rede die ganze Zeit schon von Ihnen, nur – verlegenheitshalber – auf Umwegen. Ich kann direkt fragen: Sehen Sie das Lächeln, das Grinsen Ihrer Klientin? Natürlich sehen Sie das. Und Sie werden mir zustimmen: Das verrät oft mehr als jeder Fragebogen. Doch woher wissen Sie, dass Sie es richtig deuten? Aus wissenschaftlichen Studien? Eher aus Ihrer Lebenserfahrung?

So viel zur These 1 „Intelligenz ist sinnlich“. Nun näher zu Ihnen, scheinbar noch diskret. Ich verstecke Sie hinter der Maske anderer Berufe.

## 2. Wissen ist nicht schon Können

Ein Architekt erzählte mir, er brauche dringend kreative Kollegen, zwei Dutzend habe er getestet, alle mit glänzendem Hochschul-Abschluss, keiner taugte was. Wie denn das? fragte ich. Darauf er: „Die wissen alles, können aber nichts.“

Es ist trivial, man vergisst es bloss leicht: Kein Können fliesst direkt aus dem Wissen. Ein Architekt kann nicht mit dem Diplom aus der Hochschule spazieren und sagen: Hallo Leute, ich hab gelernt, was ein richtiges Haus ist. Das richtige Haus gibt es nicht, es will erfunden werden – jedes Mal neu, just für diesen einmaligen Ort, für dieses konkrete Bedürfnis. Sicher muss der Architekt jede Menge Theorie intus haben, sie auch dauernd updaten. Das Haus muss er kreieren, eine Kreation passiert aber nie durch deduktive Ableitung aus Theorie.

Die Logik dabei heisst: Jede Praxis ist situativ. Und jede Situation ist einmalig. Fürs Einmalige aber gibt es kein lernbares Wissen. Wissen ist allgemein, Handeln ist einzigartig. Handeln geht nie so, dass wir die Theorie 1 : 1 auf die Praxis herunterbrechen. Theorie muss sein, in der Praxis hat sie zwei Mängel: 1. kann sie unmöglich die unendliche Fülle konkreter Situationen voraussehen. 2. kann sie genau diesen akuten Fall sowieso nicht vorhersehen. Denn jeder aktuelle Fall ist – in seiner einmaligen Konstellation – neu, Theorie dagegen – gestützt auf vergangene Fälle – schon alt. Der Philosoph Hegel bietet dafür eine hübsche Metapher: Die Eule der Minerva (die Wissenschaft) „beginnt ihren Flug bei Einbruch der Dämmerung“, wenn der Tag vorbei, die Praxis geschlossen ist. Wissen als Rückblende, Re-flexion. Wunderbar. Nur, jetzt, am Morgen danach, beginnt ein neuer Tag – mit Situationen, von denen die Eule gestern Abend nichts wusste. So bleibt – zwischen Tag und Nacht, zwischen Praxis und Theorie – stets eine Lücke. Sie kreativ zu schliessen, sind Praktiker da.

Aber viele sehen die Lücke gar nicht. Sie glauben, sie könnten, was sie studiert haben, praktisch bloss umlegen. Mit dem akademisch gefüllten Kompetenzen-Portfolio seien sie schon grosse Könner. Dabei kommt es weniger auf die Kompetenzen an, die wir haben; entscheidend ist, was wir mit den Kompetenzen anfangen. Sachkompetenzen sind das Besteck, ohne das läuft gar nichts, daran müssen wir permanent feilen, es raffinieren; in der Praxis jedoch entscheidet,

wie wir mit ihm hantieren. Und dieses Wie hängt davon ab, wer da hantiert. Das verfügbare Wissen hilft nur, wenn diesseits des Wissens noch jemand da ist, eine Person, eine lebhaft, neugierige, wahrnehmungslustige. Nur sie hat Augen, Ohren für die Realität, die stets komplexer ist als das gestrige Wissen über sie.

Ohne vife Person verselbständigt sich das Besteck. Was dann passiert, zeigt das akute Finanzdebakel. Die Trader trauten ihrer Berufsformel – sie berechnet die Ausfallwahrscheinlichkeit von Anleihen – und verzockten Hunderte Milliarden. Sie handelten als Vollprofis – befreit vom gesunden Menschenverstand. Ihre Risikoformel war gefüttert mit sämtlichen Daten der letzten 50 Jahre – bloss der überhypothesenkarisierte US-Hausbesitzer war da nicht drin. Der verarmt draussen in der Wirklichkeit, an die Wall Street geht er selten essen.

Ergo: Wer glaubt, Realität – über Wissensmodelle – im Griff zu haben, scheitert an ihr. Überdies verhält er sich unwissenschaftlich. Wissenschaft im neuzeitlichen Sinne heisst Zweifel, heisst Skepsis. Skepsis nicht nur gegen den Common sense, sondern vor allem gegen die eigenen wissenschaftlichen Thesen und Modelle.

Ob Banker oder Verkehrspsychologin: Taucht was Neues auf – und jeder Fall ist neu – , reicht Modellwissen nicht. Dann ist der Mensch gefragt, die Person mit ihren fünf Sinnen. Besser noch mit einem sechsten. „Phantasie ist wichtiger als Wissen.“ Sagte Albert Einstein. Mit Phantasie die Lücke schliessen zwischen Wissen und Situation. Woher nehmen wir diese Phantasie? Jedenfalls nicht aus Studien. Akkumulation von Wissen bringt da gar nichts. Wir müssen, banal gesagt, etwas erleben. Also ausschweifen, Hirn durchlüften. Einstein spielte Geige, wenn er nicht weiter wusste. Was spielen Sie? Vielleicht gehen Sie ins Kino. Auch gut. Hauptsache auf inspirierende Umwege. Sinne auffrischen, Wahrnehmung raffinieren, Erfahrung nähren. Sonst sind Sie stets nur da, wo die

jüngsten Studien waren. Ich aber, vielleicht Ihr künftiger Klient, bin ein Unikat, nicht das Destillat Ihrer Studien. Wie erreichen Sie mich? Über die Sinne. Hinsehen, Hinhören. Auf das Unverwechselbare achten. Dafür wäre Musik die patente Schule: für Zwischentöne. Die Töne trifft jeder Banause, die Musik aber spielt zwischen den Tönen. Genau wie beim Schlitzohr, das Sie morgen beurteilen sollen. Was er sagt, ist meist banal; wie er es sagt, gibt Aufschluss. Dafür brauchen Sie – über alle Fachkenntnisse hinaus – einen Sinn, einen Geschmack fürs individuell Menschliche. Den schärfen Sie im Kino erfolgreicher als in der Fachbibliothek. Oder in der Vinothek. Oder in Philipp Roths scharfsichtigen Alt-Männer-Romanen. Einstein: „Ein Physiker, der nur von Physik etwas versteht, versteht auch nichts von Physik.“ Ein Verkehrspsychologe, der nur von Psychologie etwas versteht, versteht – pardon – auch nichts von Verkehrssündern.

Das kennen Sie. Bin sowieso von meinem Plan abgerutscht. Wollte Ihnen die Geschichte vom klugen Praktiker erzählen: ein gewitzter Lückenfüller, der weiss, was es fachlich zu wissen gibt, sich aber nicht allzu viel darauf einbildet, weil er die Vorläufigkeit dieses Wissen erkennt, es darum nie unbesehen dem Fall überstülpt, an dem er grad arbeitet, weil er weiss, es kommt mindestens so sehr auf ihn selber an, auf sinnliche Nähe zum Fall. Das wollte ich exemplarisch plausibel machen: am Architekten, Banker – um Sie, die Verkehrspsychologen, zu tarnen. Nun sind Sie auf die Bühne getreten. Also will ich mit offenen Karten spielen, in einem kurzen letzten Akt skizzieren, was dieses Plädoyer für sinnliche Erkenntnis für Sie bedeuten könnte. Aus meiner laienhaften Sicht.

### 3. Verkehrspsychologische Diagnose/Prognose als hermeneutische Kunst

Ich kann von Glück reden. Bei Ihnen war ich bisher nie. Und falls ich je ein Fall für Sie werde, dann vergessen Sie bitte, was ich Ihnen sage. Dann möchte ich

nach Schema F taxiert werden. Blind nach System. Da jedes System seine blinden Stellen hat, könnte ich die nutzen, mich tarnen, Sie täuschen.

Für alle übrigen Verkehrsunholde wünsche ich mir: Verlassen Sie sich nicht allein auf den approbierten methodischen Zugriff. Schauen Sie hin, hören Sie zu. Egal, wen Sie vor sich haben, noch der primitivste Kerl ist nie bloss der Durchschnitt seiner methodisch erfassten Vorgänger, er ist stets noch ein bisschen mehr, oder weniger, wie auch immer, jedenfalls ein Unikum mit seinen höchstpersönlich verschlungenen Vorgeschichten; und das durchschaut nur, wer es als unverwechselbares Individuum betrachtet. Als diesen Einzelnen, den die Wissenschaft noch gar nicht kannte, als sie ihre Schlüsse zog.

Es ist wie in der Medizin. Sagenhaft fortschrittliche Wissenschaft. Dummerweise hält der reale Mensch damit nicht Schritt, er ist ein Anachronismus, er schafft es z.B. bis heute nicht, lauter eindeutige Symptome zu produzieren. Weshalb sich der gute Arzt vom wissenschaftlichen Mediziner unterscheidet: Er füllt die Lücken des Wissens produktiv durch das, was er am Patienten konkret sieht, hört, wahrnimmt. Für alles andere – das Übertragen von Forschungsergebnissen auf den Patienten – gibt es demnächst Roboter. Unentbehrlich ist der Arzt allein dank seiner sinnlichen Wahrnehmung.

Ähnlich stelle ich mir den Verkehrspsychologen vor: Er klärt und checkt den Klienten nicht bloss methodisch ab, er liest ihn wie ein Buch, jeder Mensch ist ein Roman, nicht grad ein „Zauberberg“, aber in jedem steckt eine Menge Raffinesse, Kniffe, Rätsel. Und in jedem gibt es, wie im Roman, jene Schlüsselstellen, die nicht überlesen werden dürfen, soll der Sinn-Zusammenhang verstanden werden. Genau diese Schlüsselstellen aber überlesen Fachleute gern, wenn sie nur auf das generell Erforschte sehen. Sie übersehen das Leben, das sie vor sich haben.

Was ich da skizziere, läuft natürlich auf eine mittlere Frechheit hinaus: Der Interpret menschlicher Romane muss selber ein lesenwerter Roman sein. Denn: In ändern lesen kann ergiebig nur, wer in sich selber gerne liest. Das tut nur, wer in sich genug Spannendes, Widersprüchliches, Rätselhaftes findet, jedenfalls mehr als gespeicherte Studien. Weshalb der ideale Psychologe selber seinen verschlungenen Roman leben muss. Weil er im Gegenüber nur entdeckt, wovon er selber eine Ahnung hat. Das ist die Tücke aller sinnlichen Erkenntnis: Wir sehen, wir hören nur, was wir insgeheim schon kannten, irgendwie. Ohne Vorverständnis kein Verstehen.

Am Beispiel: Ich halte dem Hund eine Wurst hin. Er wedelt wie verrückt mit dem Schwanz. Nun sage ich: Er freut sich irrsinnig. Die Verhaltensforschung aber sagt: Ist die reine Magendrüsensekretionsmechanik; so etwas wie Freude ist methodisch nicht feststellbar. Ich wiederum lasse mir die Freude nicht ausreden. Da ich selber Wurst liebe, weiss ich, was in einem vorgeht, wenn eine Wurst winkt. Ergo: Der Hund wedelt vor Freude mit dem Schwanz.

Da haben Sie den Unterschied zwischen Wissenschaft und Hermeneutik. Wissenschaft basiert auf Evidenz (Methode), Hermeneutik auf Eminenz (Erfahrung). Ich bin eminent erfahren im Kreislauf von Wurst und Freude. Sie sind es im ungleich vertrackteren Zyklus von Verkehr und Menschlich-Allzumenschlichem. Dass Sie dabei die Evidenzergebnisse der Studien ernst nehmen, ist klar. Dennoch wünsche ich: dass Sie sich Ihre höchst persönliche erfahrungsgesättigte Eminenz nicht ausreden lassen. Wenn ein Hund aus Freude mit dem Schwanz wedelt, dann kann ein Mensch noch ganz anderes bewegen – etwas, das die wissenschaftliche Evidenz noch nicht weiss, vielleicht nie wissen wird, weil es nur individuell gilt.

Grenzfall Wissen/Erfahrung. Der Psychologe weiss, was es zu wissen gibt. Hört aber nicht dort auf, wo das Wissen aufhört. Er ahnt, was er nicht weiss – und ist genau darauf aus: auf die Lücke zwischen Wissen und Anschauung, zwischen bewährter Theorie hinter ihm und dem komischen Kerl vor ihm, den noch keine Studie erfasste.

---

verkehrspsychologie.doc

[lhasler@duebinet.ch](mailto:lhasler@duebinet.ch)